

# Neue Bücher

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **24 (1921-1922)**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

das Leben der „Müßigen“ schildert und sich gern von der Beschreibung der Arbeit und der Prosa abwendet. Hier spielen ästhetische Motive mit, die zu erörtern zu weit führen würde. Aber insofern kann man Guy-Grand durchaus Recht geben, als er vor einer Identifizierung der Belletristik mit der Wirklichkeit warnt. Die Wirklichkeit aber wird man kaum irgendwo besser aufgefasst finden, als in seinem Buche.

ZÜRICH

EDUARD FUETER



## NEUE BÜCHER



EDUARD HUBER, EIN SCHWEIZ. SPRACHENGELEHRTER, SINOLOG UND INDOCHINAFORSCHER. Sein Leben und seine Briefe, seine wissenschaftliche Bedeutung, nebst einer Auswahl seiner Arbeiten. Von Casimir Schnyder. Mit 40 Illustrationen und 3 Kartenskizzen. Zürich, Orell Füßli, 1920.

Als zu Anfang des Jahres 1914 die Zeitungen den Tod des Indochinaforschers Eduard Huber meldeten, der im Alter von erst fünfunddreißig Jahren auf einer Expedition in Cochinchina einem tödlichen Fieber erlegen war, ahnten wohl die wenigsten, welcher unersetzlichen Verlust die Wissenschaft dadurch erlitten hatte, wussten die wenigsten, dass mit ihm einer der bedeutendsten Sprachforscher, die die Schweiz hervorgebracht hat, dahingerafft war. Denn Hubers Name war kaum über den engsten Kreis der Fachgenossen hinausgedrungen. Sein Arbeitsfeld lag weit ab von den Tagesinteressen, und ein hoher wissenschaftlicher Ernst hatte ihn von Anfang an auf die Bearbeitung spezieller Probleme gewiesen. So ist es doppelt zu begrüßen, dass Casimir Schnyder es unternahm, dem großen Luzerner Forscher ein biographisches Denkmal zu setzen, das geeignet ist, seine kernhafte Persönlichkeit und seine unvergleichliche Leistung ins verdiente Licht zu rücken. Dass Huber seine orientalistischen Studien in Paris absolvierte,

wurde für die Richtung seiner ganzen Lebensarbeit bestimmend; denn hier fand er eine in ihrer Art einzig dastehende Synthese von indischer und indochinesischer Philologie, die ihn bald befähigte, mannigfache Fragen der südostasiatischen Sprach- und Kulturgeschichte entscheidend zu fördern. Außerdem umspannte sein gewaltiges Wissen und seine unerschöpfliche Arbeitskraft weite Gebiete der semitischen und indischen Philologie, und namentlich der letzteren hat er durch Heranziehung chinesischer und tibetischer Quellen die wertvollsten Dienste geleistet. Ein umfangreiches Legendenwerk des Dichterphilosophen Aṅvaghosha, dessen Sanskritoriginal verloren ist, hat er durch seine Übersetzung der chinesischen Version erschlossen. Auch sonst trat die Wichtigkeit der chinesischen Literatur in den Arbeiten Hubers bedeutsam hervor; hier fand er manches fehlende Zwischenglied in der Geschichte dichterischer Motive, die er gelegentlich durch fast alle orientalischen Fassungen verfolgt hat. Aber seine wesentliche Bedeutung lag doch auf dem Gebiete des Indochinesischen; besonders seine Reisen in Cochinchina trugen reiche Frucht. Seine von Schnyder wiedergegebenen Reisebriefe zeugen von scharfer Beobachtungsgabe, nicht selten auch von köstlichem Humor. Trefflich ausgewählte Originalarbeiten Hubers, die

der Herausgeber aus dem Französischen übersetzt und mit vielem Fleiße erklärt hat, geben ein gutes Bild von des Forschers mustergültiger Methode, und da diese Aufsätze zumeist Fragen der buddhistischen und vergleichenden Literaturgeschichte behandeln, ermangeln sie nicht eines allgemeinen Interesses. Die schönen Würdigungen Hubers durch hervorragende französische Gelehrte lassen schmerzlich erkennen, wie viel die Wissenschaft durch seinen allzufrühen Hingang verloren hat.

So sei denn Schnyders pietätvolle Schrift allen aufs wärmste empfohlen, die aus der Biographie eines hochbedeutenden Schweizer Gelehrten eine lebendige Anschauung der alten Kulturen Südostasiens gewinnen möchten.

ZÜRICH

EMIL ABEGG

DAS LÄCHELN VOLTAIRES. Von Iwan Goll. Basel, im Rhein-Verlag.

In den letzten drei Jahren ist in deutscher Sprache von und über Voltaire mehr publiziert worden, als in ebensovielen Jahrzehnten vorher. Besonders genannt seien Voltaires gesammelte Romane und Erzählungen im Verlag Kiepenheuer. Nun bringt im Basler Rhein-Verlag (wie alle Bücher dieses Verlags vorzüglich ausgestattet) Iwan Goll eine Auswahl übersetzter Kleinigkeiten Voltaires, darunter auch ausgewählte kleine Stücke aus den größern Prosawerken. Die Übersetzung ist von reizender Elastizität, und der Titel bewährt sich beim Lesen vorzüglich. Denn Voltaires Lächeln — man sehe sein Bildnis an! — spielt vom Aufblitzen des boshaften Witzes bis zur gütigen Väterlichkeit des Allesverstehens über viele Grade, über viele Ironien weg. Von allen einen Blitz, von allen diesen Nüancen einen Schimmer zu zeigen, war die Absicht dieser kleinen,

geistreichen Anthologie, und die Absicht ist erreicht. Das auszugsweise übersetzte „Potpourri“ (aus den kleinen Fazetien) mit dem Untertitel „eine dadaistische Novelle“ zu verstehen, war hingegen eine kleine Entgleisung, die sich bei einer Neuauflage korrigieren lässt.

HERMANN HESSE

\*

L'ANGE DU BIZARRE. Par Pierre Mille (Paris, J. Ferenczi, éditeur).

Ceux qui, de nos jours, font profession d'écrire sont presque tous obligés ou d'exercer un métier autre que celui d'écrivain ou de faire, pour les journaux, de la „copie“ facilement et immédiatement monnayable.

Une sorte de compromis, dont il serait bien curieux d'étudier les manifestations, tend à s'établir entre le journalisme et la littérature.

Généralement parlant, je ne crois pas que les belles-lettres en aient retiré jusqu'ici un profit bien considérable. L'entrée des écrivains dans la presse quotidienne a pour corollaire l'intrusion du journal dans un domaine réservé autrefois au livre et à la revue. Les résultats les plus clairs en sont la substitution progressive de la publicité à la critique, le remplacement de la „nouvelle“ par le conte bâclé pour la troisième page du *Matin* ou du *Petit Parisien*, l'extension prise, au détriment de l'art d'écrire, par l'industrie du feuilleton et de son succédané, le roman-cinéma.

A cela, il y a heureusement une contre-partie. Le „conte“ que la plupart des grands quotidiens français ont pris l'habitude d'offrir chaque jour à leurs lecteurs est bien souvent médiocre. Mais lorsqu'on le demande à de vrais écrivains, surtout lorsque ces écrivains sont par vocation des conteurs, il devient un moyen efficace d'élargir le public restreint auquel s'adressaient jusqu'à ce jour

les ouvrages de l'esprit. Il arrivera même que beaucoup de lecteurs, peu cultivés peut-être mais intelligents et sensibles, voyant revenir avec un intérêt croissant dans la feuille de leur choix la signature d'un auteur qu'ils ont appris à distinguer, éprouveront l'envie de lire ses livres pour le connaître mieux. Le journal, ainsi, pourra rendre au livre, avec usure, ce qu'il lui avait pris.

Si quelqu'un mérite cette bonne fortune, c'est bien Pierre Mille. J'ai naguère essayé, ici-même<sup>1)</sup>, de montrer en lui un conteur de grande race. Depuis, sa production a doublé sans rien perdre de ses mérites. Son dernier volume n'est sans doute pas de ceux qu'il placerait lui-même au premier rang de son œuvre. Il y a recueilli quelques-unes des petites histoires qu'il raconte dans les feuilles publiques avec la même alerte finesse qu'il les dirait dans un cercle d'amis. Pour un homme qui compte à son actif, des réussites aussi parfaites que *Barnavaux*, *Le Monarque* et *Nasr' ed Dine*, ce sont là reliefs sans importance, miettes du festin que le bon riche abandonne à Lazare.

Mais ce sont miettes précieuses. On ne saurait exiger que ces vingt-sept récits constituent autant de chefs-d'œuvre. Pourtant — et c'est beaucoup —, ils justifient pleinement le titre qui les réunit: chacun d'eux est proprement singulier et leur succession fait bien voir, au vol capricieux de ses ailes de chauvesouris, *L'Ange du Bizarre*.

Certaines de ces histoires sont tragiques, la plupart se contentent d'être ironiques ou joyeuses. Quelques-unes ont une allure de paraboles. D'autres soulignent adroitement la part de l'inattendu dans le cours de nos existences, ou bien, observant dans la

<sup>1)</sup> Voir *Wissen und Leben* des 1<sup>er</sup> et 15<sup>avril</sup> 1914, 13<sup>e</sup> et 14<sup>e</sup> cahiers.

société d'aujourd'hui la naissance de mœurs nouvelles, nous présentent de façon plaisante le développement de ces mœurs dans la société de demain. D'autres encore, comme, par exemple. *Le chapitre des chapeaux*, feraient avouer à Jerome K. Jerome qu'un Français lui peut rendre des points en matière d'*humour* britannique. Même quand elles ont pour donnée initiale un fait-divers, une „actualité“ quelconque, l'auteur sait leur prêter un sens largement humain, une portée universelle.

Il faut un bien grand talent, lorsqu'on écrit des contes à l'intention des journaux, pour les écrire de cette sorte. Parmi les spécialistes du genre, bien peu supportent comme Pierre Mille l'épreuve d'une seconde et d'une troisième lecture. On peut sans risque prodiguer sa copie à la presse quand on a comme lui le don, rare entre tous, de condenser en trois cents lignes, dans un style vif, familier, souple et toujours original, une brève histoire, habilement conduite, où le lecteur trouve immanquablement sujet de s'émouvoir, de s'égayer, ou de comprendre sous un aspect nouveau des choses qu'il croyait connaître.

PARIS

RENÉ DE WECK

\*

JONAS TRUTTMANN. Roman von Ernst Zahn. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin, 1921.

Der Bauer Jonas Truttman, dem das Schicksal zwar die Speicher gefüllt, aber den Leib geschändet, ballt in seiner Sterbestunde die Bitterkeit seines Lebens zu dem Geständnis: „Ich habe hinter einem Gitter gestanden und zugesehen, wie die andern es gut haben. — Und bin doch auch nur ein Mensch gewesen wie sie und hätte es auch einmal haben mögen wie sie.“ Von den derberer Geschwistern zu keckem Wagen an-

gespornt, fällt der schwächliche Knabe beim Apfelpflücken vom Baum und wird dadurch zum Krüppel. Er liegt wochenlang im Spital — keins von zuhause kümmert sich um ihn; er kommt wieder heim — der Bruder lässt sich im Kartenspiel, die Mutter beim Eierkuchenbacken nicht stören; und obwohl er seine körperliche Minderwertigkeit durch zähe Energie und geistige Talente aller Art wettzumachen sucht, macht man im Dorf und vor allem zuhause kein Hehl daraus, dass er, der „Gigampfer“, wie der gesunde Bruder das Hinkebein nennt, mit einem Platz im Schatten vorlieb nehmen muss. Wie aber das Heimwesen, das nach dem Tode der harten Mutter den beiden Jüngsten zugefallen ist, sich unter seiner Führung zum stattlichen Bauerngut weitet, bekommen doch auch die andern Respekt vor ihm, und die Liebe des schönsten Mädchens der Gegend scheint seinen Anspruch auf ein volles Lebensglück zu erfüllen — da schlägt ein böses Wort des Bruders seinen Glauben an die Treue seines Weibes in Scherben, und furchtbar bricht das zurückgestaute Misstrauen des Verkrüppelten gegen die Welt hervor und steigert sich zum mitleidlosen Menschenhass: er treibt den Bruder aus dem Haus, die Frau aus der Kammer; er umgibt sich mit einer Mauer, die weder das Lachen seines Kindes, noch der Sterbeseufzer seines Weibes zu brechen vermag, und er versagt der Toten sogar den letzten Liebesdienst, den Gang zum offenen Grab. Die Jahre aber und der verhaltene Stolz auf den Sohn, den die strenge Schule des Vaters

zum Mann erzieht, mildern den Groll, und sein Tod bedeutet den dreien, die mit ihm gelebt, trotz allem einen schmerzlichen Verlust, nicht eine Erlösung.

Kein Zweifel: die Passion des Jonas Truttmann zählt zu den stärksten Leistungen des erstaunlich fruchtbaren und sicheren Erzählers. Sie hat das Beste, was dem Kunstwerk eignen muss: Stil; Stil im sprachlichen Ausdruck, dessen Klang so unbedingt Zahns persönlichstes Eigentum ist, dass sich jede Nachahmung sofort verraten müsste; Stil vor allem in der klaren, auch die weiche Linie keineswegs verschmähenden Plastik der Gestaltung und im festen Gefüge der Erfindung. Die Landschaft ist — wie immer bei Zahn — groß geschaut, deutlich erkennbar gezeichnet und klug zu den Geschehnissen in Beziehung gesetzt, die Stilisierung der Charaktere, der Mutter, des Krüppels vor allem, bis zur Grenze des Erträglichen gesteigert — die Absperrung des Verbitterten von der Wöchnerin, von der Todkranken, im Leben kaum denkbar, zwingt zu tiefstem Miterleiden, denn es ist das Vorrecht der Dichtung, dass sie konsequenter sein darf als die Wirklichkeit. Das Wesen dieser Kunst ist ein starkes Pathos, das allerdings selbst einem alten Trunkenbold gelegentlich ein tiefes Wort auf die Zunge legt, im übrigen aber die Fühlung mit der Wirklichkeit nirgends preisgibt. Und mit Dichtungen dieses Schlages sind wir wahrlich nicht allzureich gesegnet!

MAX ZOLLINGER




---

Verantwortlicher Redaktor: Prof. Dr. E. BOVET. Sekretär und zweiter Redaktor: R. W. HUBER.  
Redaktion und Sekretariat: Zürich 2, Bleicherweg 13. Telephon Selnau 47 96. Postcheck Nr. VIII 8068.  
Expedition, Druck u. Verlag: Art. Institut Orell Füßli, Zürich (Postcheck Nr. VIII 640).